Morgen-Ausgabe
No. 601. — 56. Jahrgang.

Berliner Volks-Zeitung

Beiblatt
Mittwoch, 23. Dezember 1908

Unsere Leser

die noch keine ständigen Abonnenten sind, können sich mit geringen Kosten täglich die zweimalige Lektüre unseres Blattes verschaffen. Wir empfehlen zum Beginn des neuen Quartals ein

Monatsabonnement für Januar
2 mal täglich frei ins Haus
für 75 Pfennig.

Schnelle Berichterstattung, vortreffliche Leitartikel, frische, wahrhaft volkstümliche Sprache, das sind die besonderen Vorzüge unseres Blattes. Das tägliche Unterhaltungsblatt und das reich illustrierte 16 Seiten starke Sonntagsblatt bieten namentlich der Hausfrau viel wertvollen und interessanten Lesestoff. Außerhalb Groß-Berlins abonniert man bei allen Postanstalten Deutschlands zum Preise von 80 Pfennig monatlich.

40,100 Abonnenten.

Eine Statistik der Kleinen.

Während der Festtage pflegt die Statistik zu schweigen. Niemand will sich mit bloßen Ziffern, mit „Gerippen ohne Fleisch und Blut" abgeben. Und doch ist auch der Statistiker nicht immer so trocken, wie er sich geben muß: die nüchternen Ziffern beleben sich vielmehr in seiner Phantasie und gestalten sich zu lehrreichen Bildern.

Wieviel Kinder freuen sich im Deutschen Reiche auf das Weihnachtsfest? Genau bis auf den letzten Kopf kann man ihre Zahl nicht bestimmen, aber zusammen handelt es sich um ein so starkes Völkchen, daß es auf einige Hunderttausend mehr oder weniger nicht ankommt. Rechnen wir zu den Kindern alles, was noch nicht das vierzehnte Lebensjahr überschritten hat, so dürfen wir die Zahl der zurzeit vorhandenen Kinder auf etwas

mehr als 20 Millionen

annehmen. Diese Ziffer spricht sich rasch aus, und doch — was für eine Kraft und Bedeutung steckt in diesen zwanzig Millionen! Die Zahl unserer Kinder ist mehr als halb so groß wie zum Beispiel die ganze Bevölkerung Frankreichs. Zwanzig Millionen Kinderherzen vereinigen sich in der Freude auf die Weihnachtsbescherung, vereinigen sich in einem Gefühle, mag es auch je nach der sozialen Schichtung der Eltern noch so verschieden geartet sein. Die Erwachsenen machen es in dieser Beziehung dem Kindervolke nicht nach: nur selten in der deutschen Geschichte kommt es vor, daß das gesamte Volk von einem Gefühle beherrscht und getragen wurde. Aber unsere Kinder zeigen uns alljährlich das Schauspiel, daß Weihnachten alle bannt und anzieht, und daß tagelang vorher die Stimmung ausschließlich von der Erwartung kommender Ueberraschungen erfüllt ist. Mögen sie noch bescheiden ausfallen, ja mögen sie ganz ausbleiben, die Phantasie des jugendlichen Völkchens arbeitet dann um so reger und spinnt sich Märchen zurecht, die schöner sind als die, die gedruckt in den Büchern stehen.

Nach dem Statistiker kommen zwar im Durchschnitt auf den Kopf eines Kindes jährlich für 4½ Mark Spielsachen, wovon etwa 3 Mark auf die Weihnachtszeit entfallen; der Rest verteilt sich auf andere Gelegenheiten. Nun wäre es ja recht hübsch, wenn auf jedes Kind sein berechneter Durchschnitt käme, aber das ist eben leider nicht der Fall. Wir haben Familien, in denen die Geschenke, die den Kindern unter den Tannenbaum gelegt werden können, Hunderte von Mark betragen; wir haben eine breite Schicht, wo auf den Kopf des Kindes 10 bis 30 Mark Geschenke entfallen. Dann kommt erst das Gros des kleinen Volkes, auf das etwa der Durchschnitt entfällt, und endlich haben wir die keineswegs geringe Schar der Aschenbrödel, die leer ausgeht.

Sie ist in diesem Jahre besonders groß. Und wenn durch private Wohltätigkeit auch Tausenden und aber Tausenden eine Weihnachtsfreude bereitet werden kann: Von fremden Leuten ein Almosen zu erhalten, stimmt doch ganz anders, als von den eigenen Eltern beschenkt zu werden.

Auch für die Eltern fehlt die rechte Weihnachtsfreude, wenn sie die eigenen Kinder nicht selbst erfreuen können. Die große Arbeitslosigkeit, die gerade auf das diesmalige Weihnachtsfest einen breiten Schatten wirft, trifft in ihren Folgen auch das Fest der Kinder. In zahlreichen Familien fällt die Bescherung sehr viel bescheidener als sonst aus, in anderen zieht noch nicht einmal ein kleines Tannenbäumchen die Stätten des Kummers und der Not.

Die hochgespannten Erwartungen, die noch vor Weihnachten über das Elend des Alltags hinwegtäuschten, haben sich nicht erfüllt; es ist alles beim alten geblieben.

Weihnachten im alten Berlin.

Das Berliner Weihnachtsfest hat seit den ersten Anfängen seines Bestehens manch eigenartige Wandlungen machen müssen. Seine Feier bestand ursprünglich lediglich in einem weihevollen Frühgottesdienst in den mit schlichten Tannenreisern geschmückten Kirchen. Orgelklang und Weihrauchduft vermählten sich hierbei dem milden Glanz der brennenden Wachskerzen und dem Gesang der Gläubigen. In den zahlreichen Buden, die sich zur Weihnachtszeit bei den Kirchen auftaten, erstand alt und jung kleine Heiligenbilder und bunten Tand, vor allem aber die erforderlichen Weihnachtskerzen, die ein jeder selbst in die Kirche mitbrachte, um sie dort auf die eisernen Dornen der großen „Weihnachtsleuchter" zu stecken, die, pyramidenartig gestaltet, das Urbild der späteren Weißnachts„pyramiden" waren. Aus diesen wurden später Lichterkronen, die an der Decke der Kirchen aufgehängt wurden, da es im Gedränge der Kirchen häufig zu einem feuergefährlichen Umstürzen der Lichterbäume kam, wie sich denn überhaupt allmählich mit dem Anwachsen der Bevölkerung und der Zunahme eines gewissen übermütigen Luxus bei den Weihnachtsfeiern eine Ausgelassenheit, ja eine Neigung zu allerlei Unfug und Narretei, selbst Roheiten breitmachte, die es geraten erscheinen ließ, dem „unheiligen" Treiben der Kirchen zu verschließen. So richtete sich eine scharfe Verordnung aus dem Jahre 1574 wider die „Bübereyen" in der Christnacht, und es wurden die Wächter des Gesetzes angewiesen, die Unfugstifter in die Türme zu werfen".

Auch der Große Kurfürst und seine Nachfolger erließen Verbote wider „die Gaukelei und den Tumult in der Christnacht". König Friedrich Wilhelm I. ließ dann endlich wegen der „Alfanzereien zum heiligen Christ" die Kirchen für die Dauer der Christnacht gänzlich schließen. Nunmehr jeder Rücksichtnahme entkleidet, tollte sich das Christabendleben und Treiben in allerlei närrischen Verkleidungen und Kostümen, häufig Nachäffungen biblischer Gestalten, auf der öffentlichen Straße aus. Erst die bitterernsten Zeiten gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts schafften hierin Wandel. Die Schrecken des Jahres 1806 und das völlige Daniederliegen von Handel und Weihnachtsgeschäft in diesem für Preußen und Berlin so schlimmen Jahre trugen dazu bei, das Fest wieder in den Rahmen von Kirche und Familie zurückzuverlegen. Die Weihnachtspyramide, ein spezifisch berlinisches Prunkstück aus Holz, grünem Seidenpapier und Knittergold, und der Tannenbaum, von der ganzen Familie „ausgeputzt", beherrschen den alten, aus den Lichterbuden entstandenen Weihnachtsmarkt, der an Bedeutung und Umfang ständig zunimmt. Der Besuch des Weihnachtsmarktes wird zur Familienprogrammnummer, und beinahe ein Jahrhundert lang, bis zum 24. Dezember 1893, erfreut sich alt und jung seines ehrwürdigen Glanzes und seines harmlos lärmenden Treibens. Ein Opfer großstädtischer Verkehrsrücksichten fristet er seither nur noch an wenigen Stellen der Reichshauptstadt sein Dasein.

Nebenher aber gab es in dem Berlin des vorigen Jahrhunderts noch intimere, feinsinnigere und künstlerischere Weihnachtsfreuden, die, wenn auch nicht für die breite Masse der Bevölkerung bestimmt, doch dem soliden Bürgersmann und seiner Familie die Festesfreude verklärten. Das waren die jetzt so gänzlich aus der Mode gekommenen „Weihnachtsausstellungen". Wohl leisten heute unsere Warenhäuser und Geschäfte um die Weihnachtszeit Erstaunliches in der Ausstattung ihrer Schaufenster und im dekorativen Aufbau ihrer Waren. Die alten Berliner Weihnachtsausstellungen aber, die ohne geschäftlichen Nebenzweck nur dem Weihnachtsgedanken dienen und groß und klein in eine weihnachtlich-naive Stimmung versetzen wollten, sie fehlen gänzlich.

Solche Ausstellungen kunstvoll beleuchteter Bilder mit beweglichen Figuren, Dioramen und Panoramen hielt besonders der Dekorationsmaler Professor Gropius an der Georgen- und Universitätsstraßenecke. Und wie man in den vierziger bis sechziger Jahren, wenn man sich um die Weihnachtszeit traf, einander fragte: „Waren Sie mit ihren Kindern schon bei Gropius?" so fragte man sich später: „Waren Sie schon bei Kroll?" Der Besuch der Weihnachtsausstellungen in „Krolls Etablissement" oder kurz „bei Kroll" gehörte zum Weihnachtsprogramm und durfte nicht fehlen. Er bildete als Lohn für Artigkeit und besonderen Fleiß sozusagen ein Weihnachtsgeschenk, und die märchenhaft-phantastischen Dekorationen und Feerien, die Direktor Engel, „draußen bei Kroll" „seinen" Berliner Kindern vorzauberte, hielten im Gesprächsstoff des damaligen „Publikums" vor, bis die Strahlen der Sonne wärmer wurden. Da waren die weiten Säle des Theaters am Königsplatz nach einer einheitlichen Generalidee dekorativ umgewandelt in exotische, blühende Landschaften, zu denen man aus Felsengrotten hinabschaute. Von Gletscherfirnen sprudelten „wirkliche" Wasserbäche zu Tal; Bergwerke, von lustigen Gnomen und Knappen „besahren", ausgestopfte Tiere waren zu sehen. Transparentbilder veranschaulichten Szenen aus deutschen Dichterwerken und Märchen; kurz es gab des Belehrenden und Unterhaltenden für groß und klein genug.

P. H.

Stadtverordnetenversammlung zu Schöneberg.

Sitzung vom 14. Dezember.

Stadtverordnetenvorsteher Lohausen eröffnet die Sitzung und teilt mit, daß eine außerordentliche Revision der städtischen Sparkasse stattgefunden hat; es wurde alles in Ordnung befunden. Von dem Oberpräsidenten der Provinz Westfalen ist ein Schreiben eingegangen, in dem er sich für die von der Stadt den Hinterbliebenen der auf der Zeche Radbod Verunglückten gewährte Hilfe bedankt.

Von der liberalen Fraktion war ein Dringlichkeitsantrag gestellt worden, was der Magistrat gegen die Angriffe und Verleumdungen eines Magistratsmitgliedes — des Stadtrats Katz — zu tun gedenkt, die in einer Wochenschrift erschienen sind. Im Namen des Magistrats teilt Stadtrat Bergmann mit, daß gegen den Redakteur ein Strafantrag bei der Staatsanwaltschaft gestellt worden ist.

Die sozialdemokratische Fraktion hatte folgenden Dringlichkeitsantrag eingebracht:

Um der Arbeitslosigkeit wirksamer entgegenzutreten, wird der Magistrat ersucht, der Versammlung bis zum 4. Januar, der nächsten Sitzung, eine Vorlage zu unterbreiten, die den Erweiterungsbau des Krankenhauses zur Ausführung gelangen läßt. Ferner soll der Magistrat mitteilen, wie

Ueberall Magneten.

[Nachdruck verboten.]

Wenn man auf einer Fußreise begriffen, sich über eine Wegrichtung durch Kompaßablesung orientieren will, muß man darauf achten, daß nicht in unmittelbarer Nähe der Kompaßnadel eine größere Eisenmenge sich befindet, also etwa ein Taschenmesser oder im Winter Schlittschuhe, denn sie würden die Nadel ablenken und den die Richtung Suchenden in die Irre führen. In gleicher Weise muß man Vorkehrung treffen, daß das auf den modernen Schiffen in gewaltigen Mengen vorhandene Eisen nicht die Kompaßnadel alteriert, wodurch ja die größte Gefahr für das Schiff heraufbeschworen werden würde; man hat zu dem Zwecke besondere, auf physikalischen Gesetzen beruhende und sehr sinnreich erdachte Sicherheitsmaßregeln angebracht.

Solche Störungen der Magnetnadel durch Eisen beruhen darauf, daß Eisen, das einem Magneten genähert wird, vorübergehend selbst zu einem Magnet wird, und zwar so, daß in dem einem Magnetpol nahen Eisenende der diesem Pol entgegengesetzte Magnetismus entsteht, das heißt dies Eisenende und der nahe Magnetpol ziehen einander an, und da das Eisenstück in der Hand festgehalten oder unbeweglich hingelegt wird, muß die Anziehung sich dahin geltend machen, daß der Pol der leichtbeweglichen Kompaßnadel sich ihm nähert. Bringt man dasselbe Ende des Eisenstücks in die Nähe des anderen Pols der Kompaßnadel, so ist der zuerst in jenem vorhanden gewesene Magnetismus inzwischen in ihm erloschen und infolge der Annäherung an den zweiten Pol in dem Eisenende der entgegengesetzte Magnetismus entstanden, so daß sich nunmehr eine Anziehung zwischen demselben Eisenteil und dem jetzt nahen Magnetpol zeigt. Welchem Magnetpol man also ein an sich unmagnetisches Eisenstück auch immer nähert — immer wird sich eine Anziehung ergeben.

Es ist jedem leicht, dies nachzuprüfen, denn wohl jeder besitzt einen kleineren oder größeren Kompaß, und ein Eisengerät hat ganz gewiß jeder bei der Hand. Wenn man nun aber das Experiment macht, wird man in den meisten Fällen zu einem ganz anderen Resultat kommen. Bringt man nämlich etwa einen Hammer, eine Zange oder dergleichen in die Nähe des einen Pols einer Kompaßnadel, so wird diese angezogen; so weit tritt also das Erwartete ein. Nähert man dann aber sofort oder, um jeden Einwand zu entkräften, nach einigen Minuten dasselbe Ende des Metallgerätes dem zweiten Magnetpol, so wird dieses nicht, wie nach der dargestellten Theorie zu erwarten stände, angezogen, sondern deutlich abgelenkt. Es kann auch der Fall eintreten, daß der zuerst genäherte Pol abgelenkt wird, der zweite angezogen. Man braucht nicht zu befürchten, daß man sich geirrt hat; um diesen Zweifel zu beseitigen, braucht man das Experiment nur zu wiederholen, und jedesmal wird sich dasselbe ergeben.

Die Erklärung für diese zuerst verblüffend erscheinende Tatsache ist recht einfach. Man hat heutzutage in den eisernen Geräten kaum noch unmagnetisches Eisen, sondern fast alle sind von schwächerem oder stärkerem Magnetismus, so daß das dem einen Kompaß genäherte Eisenende einen ihm entgegengesetzten, von ihm also angezogenen Magnetpol darstellt, während es natürlich den dem zweiten Kompaßpol gleichnamigen und deshalb von ihm abgestoßenen Magnetismus enthält. Wenn man sich fragt, woher dieser Magnetismus in den Eisengeräten stammt, könnte man vielleicht zunächst auf den Gedanken kommen, das Eisenerz werde, wenn es noch in der Erde liegt, durch den Erdmagnetismus und die vielen das Erdreich durchziehenden Elektrizitätsströme magnetisiert; aber diese Erklärung erscheint darum unrichtig, weil zum Herstellen der Eisengeräte das Metall in Glühzustand versetzt werden muß, in der Glut aber jeder Magnetismus des Metalles verschwindet. Man muß vielmehr annehmen, daß in unserem elektrischen Zeitalter jedes Eisengerät häufig oder sogar dauernd elektrischen Strömen genähert und von ihnen darum magnetisiert wird, weil ja alle sogenannten Eisengeräte tatsächlich aus Stahl bestehen und darum den Magnetismus nach der Einwirkung der Elektrizität behalten. Man werden ja, je nach der zufälligen Lage des Stahlstücks, die verschiedenen darauf einwirkenden elektrischen Ströme in dem einen Ende bald den einen, bald den anderen Magnetismus hervorrufen; aber immer wird der stärkere elektrische Strom maßgebend bleiben und die Art des verbleibenden Magnetismus bestimmen. Immerhin aber wird man ein gewisses geistiges Vergnügen haben, wenn man bei wiederholten Versuchen mit den verschiedenartigsten Stahlgeräten immer wieder findet, wie viele von ihnen magnetisch sind.

Für den Weihnachtstisch.

Hermann Hesse: Nachbarn. Verlag S. Fischer, Berlin. Mark 3.50. Ein neues Werk von Hermann Hesse — das ist eine auffrischende Erholung für den Menschen, der sich aus dem betäubenden Sausen der Neuzeit hinausträumen will in das sanfte Summen des behaglichen und idyllischen Kleinstadtkreises. Dieser reizvolle Erzähler ist ein Meister darin, uns mit dem milden Humor eines ausgereiften Lebenskenners solche Ruhepause zu vermitteln. Doch was er in seiner volkstümlich geradlinigen und schlagfertigen Art berichtet, ist weder unwesentlich, noch kleinlich: die Schicksale seiner Kleinstadtleute sind Sinnbilder von Tiefe und Ernst; bei ihnen spiegelt sich im winzigen Raume alles, was im Kampfe ums Dasein wirkt und treibt. Menschenkinder mit verschrobenen Sinnen und mit treuen Gemütern laufen durcheinander; Existenzen, die unsolide gebaut waren, scheitern; andere, die irgendwelche Lücken hatten, festigen sich, und wer die zierlichen Novellen mit Lust und Freude genießt, dem offenbart sich in den Stuben der zweistöckigen Giebelhäuser, in den Gasthöfen längs der engen, gewundenen Gassen, in den bescheidenen Krämerläden der ganze schöne und bunte Reichtum der Lebensbildungen und Daseinskombinationen.

Martin Beradt: Go. Verlag S. Fischer, Berlin. Geh. 4 Mark, geb. 5 Mark.

Da kommt wieder einmal einer von den ganz frischen Dichtersleuten und erzählt uns — zum wiedvelten Male doch in den letzten drei Jahren? — den Roman vom armen Gymnasiasten, der sich in der Katastrophe der Mannbarverdung das Leben nimmt. Warum will man andauernd unser Mitleid anflehen für solche kranken und untauglichen Wesen, die gleich bei der ersten Strapaze des großen menschlichen Lebensmarsches schlapp machen? Auch in diesen halbdeinlichen sexuellen Gelände: macht sich eine verworrene und verwirrende Sentimentalität breit, und aufwärtswollende Schriftsteller gründen sich nicht dadurch den starken Ruf, daß sie frohgemut im Trüben der „Frühlingserwachen"-Mode fischen.

Aber indem Beradt eine heftige Geduldprobe von uns fordert, beschenkt er uns doch gleichzeitig mit einer anerkennbaren Talentprobe in den Künsten des Erzählens. Das geht ihm schon so sicher und frisch und selbstverständlich von der Hand, daß man staunt; da huschen die kleinen Szenen vorüber aus dem Werktagsleben eines deutschen Mittelstandshauses, die Lichterchen und die Schatten gehen und kommen, die sächsische Landschaft wacht auf, die Lumpenfabrik und die Villa ihres Besitzers, der Besitzer mit seinen sexuellen und anderen Durchschnittssinnen, die Frau Fabrikdirektorin, die im Kaliber ein wenig zu fein und phantastisch geriet für den Ehemann, die Bonnen und Dienstmädge, der Kutscher, die Pferde, kurz und gut, das ganze Drum und Dran eines mittelgut situierten deutschen Bürgerhauses. Und in wohlgetroffenen Momentaufnahmen aus dieser kleinen und kleinlichen Welt steckt eine Meisterschaft, die wir dem jungen Martin Beradt gern zubilligen, die aber in der dichterischen Entfaltung des von Natur unsympathischen Problems ganz ausgeblieben ist.

Hauffs Märchen. Herausgegeben von Tony Schumacher. Verlag von Levy u. Müller, Stuttgart.

Ueber den literarischen Wert der Hauff'schen Märchen kann Neues unmöglich gesagt werden; sie gehören zum Poesiebesitz, was die deutsche Märchendichtung aufzuweisen hat. Die vorliegende Ausgabe unterscheidet sich von den anderen hauptsächlich durch die künstlerische Ausstattung. Die köstlichen, in der neuesten photolithographischen Technik vollendet reproduzierten Aquarelle, sowie die fleckhingeworfenen Vignetten bilden einen besonderen Schmuck des Buches. Es ist ein hervorragend schönes Geschenkwerk für unsere Jugend.

Nordkaper. Ein fideler Reiseroman von Wilhelm Poeck. (Preis elegant gebunden 4 Mark.) Eine ergötzliche Reise nach dem Nordkap macht der Leser dieses fidelen Romans mit. Der humorvolle Verfasser zeichnet die bunt zusammengewürfelte Gesellschaft eines Vergnügungsdampfers, Typen aus allen Gesellschaftsschichten, die durch das stete Zusammenleben an Bord miteinander in Berührung kommen, ohne irgendwelche Gemeinsamkeitsgefühle zu besitzen. Dieses Annähern der einen und das Zurückweichen der anderen, diese kleinen Schiffsintrigen und der Lebensroman zweier Menschen, der sich dort anspinnt, sind meisterhaft geschildert.